



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 12.

21. Jahrgang.

1919.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Hänschen.

Erzählung von V. Wiefen.

Wenn Herta Willmers zur Schule ging, kam sie täglich an einer großen Vogelbandlung vorbei; an deren Schaufenster blieb sie immer eine Weile stehen.

Was gab es hier aber auch zu schauen! Alle die kleinen, gefiederten Sänger, die lustig und possierlich auf- und abhüpften, deren lautes Durcheinanderzwitschern bis auf die Straße hinaustönte, sobald die Ladentür geöffnet wurde. Buchfinken gab es, buntgeschwänzte Stieglitze und niedliche Meisen, Goldammern mit goldgelbem Brustlatz, dicke Gimpel und schlanke Rotkehlchen, die aus runden Augenlein den Beschauer furchtlos anblickten. Auch eine Menge ausländischer Vögel war zu sehen; dicht aneinandergedrängt hockten sie auf ihrer Sprosse, und wenn Herta das Gesicht an die Fensterscheiben legte, konnte sie im Innern des Ladens sogar zwei große, grüne Papageien erblicken.

Am allerbesten von der ganzen gefiederten Schar gefielen ihr doch die sangeslustigen goldgelben Kanarienvögel.

„Einen solchen Kanarienvogel möchte ich zu gern haben, den muß mir Mama schenken“, sagte sie zu ihrer Schulfreundin.

„Glaubst du, daß du ihn bekommst?“ fragte die andere.

„Gewiß“, erwiderte Herta zuversichtlich. „Wenn ich Mama recht bitte, erfüllt sie mir jeden Wunsch und warum auch nicht? Wir sind doch nicht so arm, daß wir den Vogel nicht kaufen könnten!“

Wirklich brachte Herta noch am selben Tage ihr Anliegen bei der Mutter vor: „Mutti, weißt du, ich habe ein ganz gelbes Kanarienvögelchen gesehen, ein zu süßes Tierchen! Den Vogel möchte ich riesig gern haben. Nicht wahr, du kaufst ihn mir, Mutti? Er soll in meiner Stube am Fenster hängen und mir immer etwas vorsingen.“ Schmeichelnd schlang das hübsche Kind die Arme um der Mutter Hals. „Sag' ja, Mutti, bitte, bitte!“ Die Geheimrätin Willmers strich ihrem Töchterchen liebevoll die braunen Locken aus der Stirne.

„So stürmisch wünscht sich meine Herta den Vogel? Nun, kaufen will ich ihn gern, aber hast du auch bedacht, daß mit dem Besitz des Tierchens manche Mühe und Last für dich verbunden ist? Es bedarf gewissenhafter Pflege!“

„Ja ja, Mutti“, versicherte Herta.

„Wenn du das versprichst“, entgegnete die Mutter, „will ich deine Bitte gern erfüllen.“

Am nächsten Tage hing in Hertas Zimmer ein zierliches Bauer mit einem hell schmetternden Kanarienvogel am Fenster.

Hänschen schien sich in seiner neuen Behausung sehr wohl zu fühlen; lustig hüpfte er von einem Stäbchen auf das andere, pickte bald ein Körnchen Hanf, bald ein Krümchen Zwieback, tauchte den gelben Kopf in das klare Wasser des Trinknapfes und sang dann wieder aus voller Kehle.

Anfangs konnte sich Herta an ihrem Vogel gar nicht satt sehen. Sie kam immer wieder zu ihm, brachte ihm Futter, frisches Wasser, Zucker oder ein Blättchen grünen Salat. Das ließ der kleine Sänger sich prächtig schmecken; er war gar nicht mehr scheu und wenig fehlte, dann hätte er die Körner aus des Mädchens Hand gepickt.

Hänschens Gesang schallte sogar bis zum gegenüberliegenden Hause. Dort lebte in der Kellerwohnung der Glöckschuster Schulz mit Frau und Kind. Der Mann war seit Jahren gelähmt und lag fast immer im Bett. Die Frau ging Tag für Tag waschen, um etwas zu verdienen. Währenddessen mußte die zehnjährige Lotte daheim alle Hausarbeit verrichten und, nach Schluß der Schule, für den Vater und für sich das Mittagbrot kochen.

Der Kleinen blieb selten ein freier Augenblick übrig. Wie konnten sie sich mit anderen Kindern im fröhlichen Spiel herumtummeln, nie kam sie hinaus in Feld und Wald oder auf die blumengeschmückte Wiese.

Seit Hänschen drüben in der Villa am offenen Fenster hing, entbehrte die arme Lotte das alles gar nicht mehr. Des Vogels lustiger Gesang stimmte sie immer so froh, daß sie selber hätte mitsingen mögen. Ihr erster Blick am Morgen galt dem Tierchen; sie nickte ihm zu, hatte es lieb und dachte oft, wie glücklich doch das Fräulein drüben sei, dem dieses liebe Geschöpf gehörte.

Wenn Lotte die Stube ausfegte und dem Vater das Frühstück bereitete, sah sie gewöhnlich, daß Herta, ehe sie zur Schule ging, ihren Vogel mit Futter versorgte. Auch Hänschen kannte die Zeit ganz genau; er war früh wach, zwitscherte fröhlich, drehte den Kopf hin und her und wartete begierig auf die Morgenkost.

Aber, was bedeutete denn das? Heute wartete er vergebens. Bald war es acht Uhr und niemand ließ sich drüben am Fenster blicken.

Sollte das junge Fräulein etwa krank sein?

Nein, jetzt eben wurde die Tür der Villa geöffnet; die Schulmappe am Arm, stürmte Herta heraus. Sie hatte wohl zu lange geschlafen und fürchtete, sich zu verspäten.

Erschrocken sah Lotte der Davoneisenden nach. Vergaß sie denn heute ihr Hänschen? Der hatte doch sein Futter nicht erhalten.

Den ganzen Vormittag ließ es Lotte keine Ruhe; immer mußte sie an den Vogel denken, und ob er wohl noch ein paar Körnchen auf dem Grunde seines Napfes finden könne.

Endlich schlug es zwölf Uhr; die Schule war aus. Arm in Arm mit ein paar Freundinnen kam Herta die Straße dahergegangen, lachend und plaudernd.

Jetzt wird sie zuerst nach Hänschen sehen, hoffte Lotte. Aber sie täuschte sich.

Die Mädchen liefen in den Garten und spielten dort Ball, bis Herta von ihrer Mutter zu Tisch gerufen wurde und auch die anderen Mädchen heimgingen.

Beim Schuster Schulz gab es heute zu Mittag Mohrrüben, mit Kartoffeln gekocht. Das aß Lotte sonst gar zu gern, heute aber würgte sie an jedem Bissen. Drüben das Vöglein kam ihr nicht aus dem Sinn; es hungerte und die Sonne brannte so unbarmherzig auf den kleinen Trinknapf nieder, in dem das Wasser gewiß schon ganz trübe aussah.

Der Tag verging. Erst als Herta abends in ihr Zimmer kam, entsann sie sich des vernachlässigten Lieblings.

Sie erschraf ein wenig und schüttete schnell eine Handvoll Hanf in sein Bauer. Das Trinkwasser erneuerte sie freilich nicht, denn es war schon spät und sie fühlte sich ermüdet.

Allmählich ging es immer häufiger so. Hänschen wurde mehr und mehr vernachlässigt. Herta empfand es als eine Last, regelmäßig für ihn sorgen zu müssen; es war ihr un bequem und sie verschob es von einem Tage zum anderen. Einmal gab sie ihm am Morgen Futter, einmal am Nachmittag; oft vergaß sie es ganz. Das Vogelbauer zu reinigen, fand sie selten Zeit; jetzt im Sommer war es draußen im Freien gar schön und nach Beendigung der Schularbeiten tummelte sie sich im Garten herum oder ging mit ihren Freundinnen spazieren, ohne an den armen kleinen Gefangenen in seinem Käfig zu denken.

Hänschen merkte die Veränderung wohl. Er war lange nicht mehr so lustig wie am Anfang. Stundenlang saß er zusammengekauert auf seinem Stäbchen, die goldgelben Federn gestäubt, den Kopf unter die Flügel versteckt. Auch sein Gesang klang nicht mehr schmetternd hell, sondern leise und wehmütig, beinahe vorwurfsvoll.

Warum achtete denn die junge Herrin nicht auf seine Klage? Fühlte sie nicht, daß er sie bitten wollte, ihn nicht Mangel leiden zu lassen?

Nein, Herta verstand des armen Tieres Sprache nicht; es gab jetzt gerade vieles andere, was sie lebhaft beschäftigte.

Ihre Mutter, die einige Zeit verreist gewesen war, wurde in den nächsten Tagen zurück erwartet und hatte geschrieben, daß sie dem Töchterchen ein entzückendes, gesticktes Mullkleid mitbringe. Auf das Kleid freute sich Herta schon ungemein; sie konnte kaum die Zeit erwarten, bis sie es sehen würde. Sie wollte es auch bei der kleinen Tanzgesellschaft tragen, die Mama versprochen hatte, ihr während der Herbstferien zu geben.

Alle Gedanken Hertas drehten sich gegenwärtig nur um das neue Kleid und um die Gesellschaft. Diese sollte sehr lustig und ungeheuer fein werden. Herta wollte es schon bei Mama durchsehen, daß ein Klavierspieler bestellt und zum Abendessen richtig für alle gedeckt wurde, mit doppelten Tellern und silbernen Bestecken. Ob man die hübschen, kleinen Geschenke, welche die Geheimrätin Willmers bei solchen Gelegenheiten immer einkaufte, für einen Kotillon oder eine Lotterie verwenden wollte, darüber war Herta noch unentschieden. Sie hatte jetzt immer unendlich viel mit ihren Freundinnen zu besprechen und war selten zu Hause.

Einsam und vergessen hing Hänschen am Fenster ihres Zimmers. Nur die kleine Lotte dachte an ihn und blickte nach ihm hinüber.

„Armes Tierchen“, seufzte sie dann, „dürfte ich doch für dich sorgen, könnte ich dir doch helfen!“

Oft schlich sie bis an das Gusehengitter hinaus, das den Garten der Villa von der Straße trennte.

Nun konnte sie den Vogel droben am offenen Fenster ganz deutlich beobachten.

Sie pfiß ihm zu, erst leise, dann lauter. Da zog er den Kopf unter den Flügeln hervor.

„Hänschen, liebes Hänschen, was fehlt dir? Hungert dich, oder bist du krank? Hörst du mich, liebes Hänschen?“

Die Kleine lauschte mit angehaltenem Atem. Ein leises: „Piep, piep“ klang zu ihr herüber, eintönig, langgezogen, so matt und kläglich, daß es dem Mädchen tief in das Herz schnitt.

Was sollte aus dem armen Vogel werden, wenn seine Pflegerin sich nicht mehr um ihn kümmerte? Er mußte allmählich zugrunde gehen, vielleicht vor Hunger und Durst sterben.

Die Tochter des armen Flickschusters hatte auch schon bisweilen den Hunger kennen gelernt; sie wußte, wie weh er tat.

Gab es denn gar kein Mittel, dem Tierchen zu helfen?

In Lottes Sparbüchse befanden sich ein paar Groschen; die hatte der Hauswirt dem dienstfertigen Kinde einst für einen Botengang geschenkt. Ach, wie gern wollte sie das Geld hergeben und für Hänschen Futter kaufen!

Aber wie sollte es ihr möglich werden, es in sein Bauer zu schütten? Das hing zwar am geöffneten Fenster, doch dieses lag im ersten Stock und ließ sich nicht erreichen.

Recht niedergeschlagen schlich Lotte nach Hause zurück. „Piep, piep“, klang es hinter ihr her.

Immer, wo sie auch ging und stand, meinte sie den klagenden Ton zu hören, der sie zu rufen schien.

Das junge Fräulein drüben ließ sich den ganzen Tag nicht blicken; es war von einer Freundin und deren Eltern zu einer Landpartie abgeholt worden. Auch die Dienstleute waren ausgegangen in Abwesenheit der Herrschaft.

Ganz still, wie ausgestorben lag heute die Villa da. In Lottes Kopf wirbelten die Gedanken stürmisch durcheinander: sie entwarf allerlei Pläne, die sich nicht ausführen ließen.

Endlich hatte sie einen Entschluß gefaßt.

„Väterchen“, bat sie, „der Abend ist sehr schön: darf ich noch eine halbe Stunde auf die Straße gehen?“

„Geh' nur, Kind“, sagte der Kranke, „ich brauche jetzt nichts mehr: tummle dich'rum, geh' auch mal ein bißchen spielen.“

„Danke, Väterchen, ich bin bald wieder hier.“

Schnell wie der Wind huschte das Mädchen fort; sie fürchtete, der Laden an der Straßenecke könne schon geschlossen sein.

Doch nein, noch ging ein verspäteter Käufer hinein.

Lotte trat auch an den Ladentisch und ließ sich für zwei Groschen Vogelfutter geben.

Eine große Tüte voll bekam sie. O, wie würde das Hänschen schmecken!

Wenn sie es ihm nur bringen könnte — wenn es nur glückte!

In dem schattigen Garten, der die Villa umgab, begann es schon zu dunkeln, aber noch war die eiserne Gittertür nicht verschlossen.

Lottes Herz klopfte zum Zer springen, als sie diese vorsichtig aufschloß und hindurchschlüpfte.

Nun stand sie dicht vor dem Hause und blickte zu Hänschen empor.

Er saß nicht mehr still auf seinem Stäbchen, sondern flatterte unruhig hin und her, piepte jämmerlich und stieß mit dem Kopf gegen das Bauer. Es hungerte ihn, denn in seinem Futternapf lagen nur noch leere Hülsen.

Hätte Lotte nur hinaufgelangen können, wie gern würde sie es mit frischen Körnchen gefüllt haben, ach wie gern!

Es mußte gehen. „Der gute Helfer, der auch die Tiere lieb hat, steht mir gewiß bei“, dachte Lotte und zögerte nicht länger.

(Schluß folgt.)



Der Luxus bei den Römern.

Skizze von C. Gerhard.

In der ältesten Zeit waren die Römer wie alle andern Naturmenschen mit den Verfeinerungen des Lebens völlig unbekannt. Sie bauten ihre Häuser und Tempel aus Lehm, etwas später aus Stein und trugen eine höchst einfache Kleidung, eine Tunika und eine Toga aus Wollstoff. Ihre Speisen bestanden lange Zeit nur in einem Mehlbrei und Mehlschöfen; nach und nach setzten sie der Hauptmahlzeit Honig, Bohnen, Früchte und Fleisch zu.

Jedoch die unermesslichen Reichtümer, welche durch die punischen, mazedonischen und syrischen Kriege nach Rom gebracht wurden, übten bald einen großen Einfluß auf das Leben der Römer. Durch die Kriegsbeute gelangten die vornehmen, römischen Familien (Optimaten) zu solchen Schätzen, daß sie einen fürstlichen Aufwand trieben. Sie verwandelten ihre bisherigen kleinen Häuser in stattliche, mit herrlichen Gärten umgebene Paläste und bauten sich auf dem Lande prachtvolle Villen. Die Wände dieser Gebäude waren größtenteils aus Marmor, reich mit Gold verziert; in den weiten Räumen befanden sich geraubte Kunstschätze, elegantes Hausgerät und Merkwürdigkeiten der verschiedensten Länder. Das Haus des Cicero kostete nach unserem Gelde 720 000 Mk., das des Clodius sogar 2 400 000 Mk. Groß und majestätisch war der Palast des Mäcenas, des Beschützers der Künste und Wissenschaften, und berühmt durch seine baulichen Schönheiten war das Haus des Lucullus, nicht weit von Neapel. Man hatte Berge und Felsen durchbrochen, sie zu Gewölben ausgehöhlt und das Meer gezwungen, seinen Lauf hindurch zu nehmen und sich in breite Gräben zu ergießen, welche den Palast umgaben. Noch kostbarer war das „goldene Haus“ Neros. Vor demselben erstreckte sich ein Hof, welcher drei gewölbte Gänge hatte, deren jeder sich eine Meile erstreckte. In der Mitte des Vorhofes stand ein 120 Fuß hoher Koloß, den Kaiser darstellend. In dem Innern des Palastes befand sich ein See, der rings von Gebäuden umgeben war. Ein anderer Bezirk umschloß üppige Wiesen, prächtige Weinberge und weite Wälder, in denen wilde Tiere hausten. Die Decken der Speisefäle bestanden aus einem beweglichen Gefäß von Elfenbein, welches sich derart drehen ließ, daß sich durch die Öffnung ein Regen von Blumen und wohlriechenden Essenzen auf die Speisen ergoß. Der größte Saal befand sich in einer Runde, welche sich nach Art des Weltgebäudes beständig drehte. Die Türen glänzten von Gold, Edelsteinen und Perlen.

Ebenso große Summen gaben die Römer für ihre Tempel aus. Diese waren nach griechischen Mustern angelegt und prachtvoll ausgestattet. In Rom zählte man allein 424 Göttertempel.

Gleich verschwenderisch verfuhr man beim Bau der Theater. Der Schwiegerohn Sullas, Markus Oktavus, ließ ein Theater mit 80 000 Sitzen errichten; es ruhte auf Marmorsäulen und war mit 3000 kostbaren Statuen und Gemälden geschmückt. Trotzdem wurde es nach einem Monat wieder abgebrochen. Kurio baute zwei große Theater, die durch Maschinen herumgedreht und einander nahe gebracht werden konnten. Cäsar ließ die offene Schaubühne und das Amphitheater zum Schutz gegen die Sonne mit kostbaren Purpurreden überziehen und zur Erfrischung der Zuschauer einen feinen Staubregen von Wein und Wasser sprühen.

Er scheute überhaupt keine Kosten, um sich die Gunst des Volkes dauernd zu erhalten. Zu dessen Belustigung wurde im Felde des Mars eine ungeheure Tiefe gegraben, der Tiber hineingeleitet und auf diesem ein Treffen veranstaltet, an dem sich 1000 Ruderer und 2000 Kämpfer beteiligten. Auf dem Circus maximus, dem größten Platz in Rom, welcher eine Länge von 3000 Fuß hatte und 250 000 Zuschauer faßte, wurden Tier-

gefechte und Fechtspiele gehalten; Cäsar ließ zuweilen 320 Paare von Sklaven, sogenannte Gladiatoren auftreten. Natürlich verschlangen diese Spiele kolossale Geldsummen.

Bei den Gastmählern der Römer wurde auch eine große Appigkeit entfaltet. Vor dem Essen bereitete man den Gästen ein Bad aus wohlriechenden Kräutern; dann nahmen sie auf weichen Polstern Platz, welche mit Platten von korinthischem Erz und Decken, aus Purpur und Gold gewebt, belegt waren. Leinwand brauchte man damals noch nicht, doch Servietten aus köstlichem, gleichfalls mit Gold durchwirktem Stoff. Die Tafeln waren mit schweren Schalen von Schildkröten, mit Bechern, Gläsern und Flaschen, die von Künstlerhand verfertigt waren, überladen und mit den herrlichsten Blumen geschmückt.

Scharen von Sklaven, die zum Teil für hohe Summen, für 15 000—30 000 Mk., gekauft waren, dienten als Köche und Aufwärter. Wehe den letzteren, wenn sie in der Gegenwart der Gäste husteten oder niesen! Peitschenhiebe waren ihr Lohn, wie sie überhaupt für jedes Versehen strenge bestraft wurden; ließ doch z. B. Pollio, ein Freund des Augustus, seine Sklaven für begangene Fehler in Stücke hauen und den Fischen zur Nahrung in die Teiche werfen.

Die Mundschmücken waren hübsche Knaben mit rund verschnittenem Haar, geschminktem Gesicht und ärmellosen, dünnen, kurzen Gewändern.

Auf sieben oder mehr Tafeln wurden die kostbaren Speisen aufgetragen und Schauspieler, Sänger und Tänzer dienten zur Unterhaltung der Tafelnden.

Als Lucullus einst von Cäsar und Pompejus einen unerwarteten Besuch erhielt, richtete er ein Abendessen her, das etwa 30 000 Mk. kostete und jedes seiner Gastmähler verschlang mindestens die Summe von 15 000 Mk. Er besaß ein Tafelgeschirr von Gold, welches mit den edelsten Steinen verziert war.

Sulla bewirtete die Bürger Roms mehrere Jahre lang mit den leckersten Gerichten und ansehnlichsten Weinen und die Reste ließ er in den Tiber werfen. Der Schauspieler Aesop besaß eine Porzellanpfanne, die 7500 Mk. gefostet hatte; in dieser wurden nur Vögel aufgetischt, welche herrlich gesungen oder die menschliche Stimme vorzüglich nachgeahmt hatten, von denen jeder für 400—500 Mk. gekauft war. Die Söhne des Arius verpeisten mit Vorliebe Nachtigallen, nicht wegen ihres Wohlgeschmackes, sondern wegen ihres hohen Wertes. Auch für ausländische Vögel verausgabte man viel Geld und baute ihnen die schönsten Prachtgebäude. Der römische Gourmand verschmähete keine Mühe, um einen Lederbissen zu erhalten; Apizius von Mintura reiste unter großen Gefahren nach Libyen, um die dortigen Sekretisse zu fangen. Zur Zucht der Seefische gruben die Römer Kanäle, welche das salzige Meerwasser in die Fischteiche leiteten. Dem reichen Hirtius kostete die Unterhaltung seiner Seefische jährlich 1 200 000 Mk. Schiffe und Karawanen brachten die kostbarsten Ledereien fremder Länder nach Rom. Der alte Kato eiferte schon 200 Jahre vor Christus gegen den Aufwand der Römer und meinte, daß ein Staat schwer zu retten sei, in dem ein Fisch mehr koste als ein Ochse. Denn mancher Seefisch wurde mit 600 bis 900 Mk. bezahlt. Als Kato eine neue Luxussteuer auflegen wollte, erregten die Frauen einen förmlichen Aufstand und bewirkten die Zurücknahme des Gesetzes und die Aufhebung des alten Verbotes gegen Goldschmuck, bunte Kleider und Wagen.

Die römischen Frauen huldigten natürlich ebenso sehr dem Luxus wie ihre Männer. Popäa, die Gemahlin des Nero, badete sich täglich in der Milch von 500 Elefantinnen, um ihre Haut noch zarter und glänzender zu machen.

Die Römerinnen trugen gewöhnlich ihre Haare in langen, wallenden Locken bis auf die Schultern fallend; sie überstrichen dieselben mit wohlriechenden Salben, bestreuten sie mit Goldstaub und bedienten sich auch eines Steines, um die Haut zu glätten. Ihre Kleidung war sehr kostbar. Das Oberkleid einer vornehmen Dame war reich mit Stickereien versehen; vorne trug sie es kurz, um den Fuß in seinem hohen Schuh zu zeigen, hinten mit einer langen Schleppe. Die Schuhe waren mit Gold und Edelsteinen geschmückt, und diese Pracht gefattete auch Kaiser Heliogabalus, obgleich derselbe eine Verordnung gegen den Luxus erließ.

In den Ohren trugen die Römerinnen kostbare Ohrgehänge, die oft den Preis von zwei bis drei Verlassenschaften hatten.

Mit der Puffsucht und dem Luxus wuchs in Rom auch der Müßiggang und der Sinn für Zerstreungen. Die alte Tugend und Sitteneinheit der Römer schwand immer mehr dahin, die Religion wurde nicht mehr geachtet und das so entartete Volk konnte nicht länger die Freiheit bewahren, deren es nicht mehr fähig und würdig war.

Zum Geburtstag der Mutter.



Als ich heut' morgen aufgewacht,
Da hab' ich gleich daran gedacht,
Daß dein Geburtstag heute.

Ich schenk' dir diese Blümelein
Und will auch immer artig sein
Und stets dir machen Freude!

E. Brauned.

Vom chinesischen Gruß-Kodex.

Die Chinesen sind bekanntlich das höflichste Volk der Welt, und das drückt sich in ihren Grußformen in der deutlichsten Weise aus. Schon die feststehenden Begrüßungsbewegungen sind höchst mannigfaltig, und die Anwendung der verschiedenen Zeremonien bei bestimmten Gelegenheiten erfordert ein ganzes Studium. Bei besonders feierlichem Gruß erhebt z. B. der Chinese die beiden aneinandergereiften Hände wiederholt bis zur Höhe der Stirn oder der Brustende legt die Hände ineinander, breitet sie dann weit aus und murmelt sanft dabei: „Tschin, tschin“, was soviel wie „Bitte, bitte“, bedeutet. Sehen sich zwei Söhne des himmlischen Reiches nach langer Trennung wieder, so fallen beide auf die Knie, beugen sich vornüber und berühren mit dem Gesicht mehrmals die Erde. In einzelnen Teilen Chinas ist folgender eigentümliche Gruß üblich: die beiden einander Begegnenden heben fast zu gleicher Zeit die Mütze auf, entfernen sie vom Kopf, und zwar je weiter, desto besser, krähen sich das rechte Ohr und stecken die Zunge heraus, wobei ebenfalls ein möglichst weites Herausbringen eine besondere Höflichkeit darstellt. Noch reicher ausgebildet als diese pantomimischen Handlungen sind die durch das Wort ausgedrückten Höflichkeitsbezeugungen, die der chinesische Gruß-Kodex vorschreibt. So ist es für jeden Chinesen, der auf Anstand hält, unerlässliche Pflicht, bei der Begrüßung den Angeredeten möglichst zu erhöhen, sich selbst dagegen nach Kräften herabzusetzen. Spricht man z. B. zu einem älteren Manne, so nennt man sich selbst: „der törichte jüngere Bruder“; spricht man zu einem jüngeren, so spricht man von der eigenen Person als: „der törichte Alte“ oder gar: „die alte Käulnis“; von seinem Haus spricht der Wohlerzogene nur als von der „baufälligen Scheune“. Seinen Sohn bezeichnet er als „das Grasinsekt“. Niemals wird der gebildete Chinese vergessen, wenn er ein

eigenes Urteil fällt, hinzuzusehen, „nach meiner albernern Meinung“. Dagegen wird der andere mit den glühendsten Schmeicheleien überschüttet. Von dem Vater des andern spricht man nur als dem „ehrenwerten Gestrengen“, von der Mutter als der „Halle der Langlebigkeit“, von der Tochter als den „tausend Goldstücken“. Man erkundigt sich nur nach dem „erhabenen Namen“ des andern, und eine gewöhnliche Visitenkarte ist in den Worten abgefaßt: „Der zärtliche und aufrichtige Freund Eurer Herrlichkeit und der unermüdete Schüler Eurer Lehre stellt sich hiermit vor, um seinen elenden Besuch abzustatten und seine Verbengung bis tief auf die Erde zu machen.“ Hollwald teilt nach dem Bericht eines Reisenden folgendes zeremoniöse Gespräch zweier Chinesen mit: „Wie geht es meinem berühmten und glorreichen Freunde?“ Antwort: „Mein verächtlicher Balg befindet sich nicht schlecht.“ „Wo liegt Ihr kostbarer Palast?“ Antwort: „Mein elendes Hundeloch liegt in Shanghai dicht beim Landungsplatz der Dampfsboote.“ „Ist Ihre edle Familie zahlreich?“ Antwort: „Ich habe bloß fünf elende Mißgeburten.“ „Wie befindet sich Ihre junge, lebenswürdige Gemahlin?“ Antwort: „Das alte Weib plagt vor Gesundheit.“

Wie Tiere des Waldes verunglücken.

Wie das Wild im Walde häufiger, als man annimmt das Opfer eines Unglücksfalles wird, erzählt nach eigenen Beobachtungen ein Mitarbeiter der Jagdzeitung „St. Hubertus“. Im Winter, wenn Nahrungsmangel entsteht oder Hartschnee die Läufe wundschneuert, entsteht eine Menge Fallwild, und das Raubzeug feiert feste. Von Unglücksfällen des Wildes sehen und hören wir allerdings nur wenig; denn der Wald schweigt, und die Dickungen verbergen dem Jäger die meisten dieser Tragödien. Einmal fand der Jäger einen Hirsch, der auf der Flucht über die Landstraße auf dem glatten Boden ausgerutscht und mit der schweren Wucht seiner Bewegung und der Schwere seines Körpers gegen eine Fichte gerannt war. Beim Aufbrechen stellte er fest, daß die dritte große Rippe auf der linken Seite quer gerissen und mit dem spitzen Bruchstück tief in die Lunge eingedrungen war, was das schnelle Verenden des Hirsches zur Folge hatte. In einem Revier der Eifel fand er die Kopfskelette zweier verkämpfter Böcke, die bereits mehrere Jahre draußen gelegen haben mochten. Die beiden Tiere hatten in ihren verzweifelten Kämpfen durch ein Mißgeschick ihre Stangen derart verkämpft, daß es ihnen nicht mehr und dem Jäger auch nur mit großer Mühe gelang, sie voneinander zu lösen. Daß jährlich Tausende von Zugvögeln verunglücken, indem sie sich an Telegraphendrähten oder an Drahtbindern den Kopf zerschellen, die Hauptrohrknochen der Oberarmschlingen brechen oder auch ein Opfer des elektrischen Stromes werden, ist bekannt. Auf wie eigentümliche Art Vögel verunglücken können, zeigt folgende Beobachtung. Auf der Heide bei Haltern wurde ein Sperber gefunden, der sich in etwa 3 Meter Höhe auf dem dünnen Ast einer Fichte aufgespießt hatte. Der Ast war augenscheinlich abgebrochen gewesen, und der Sperber hatte, als er einem fliehenden Vogel in das Geäst der Fichte nachstieß, sich diesen in seinem Jagdeifer in die Brust gerannt. Der Stoß war mit

so großer Wucht ausgeführt, daß der Ast fast 5 cm tief zwischen Hals und Brust am Schlüsselbein in den Körper eingedrungen war.



Was denkt der Buchhalter?

Dreißilbiges Rätsel.

Die ersten sind der Galle nah' verwandt,
Das andre ist am Nordpol wohl bekannt;
Das Ganze gibt man schwachen Kindern ein,
Es sieht schier aus, doch schmeckt es nicht
wie Wein.

Auflösung des Illustrierten Sprichwort-Rätsels in Nr. 11.

„Auf Regen folgt Sonnenschein.“

Auflösung der Knacknuß „Die Autofalle“ in Nr. 11.

Die beiden Buchstabenreihen unten enthalten 24 Zeichen, das sind 6 Gruppen zu je 4 Zeichen. Nach der Nummer des Automobils lesen wir in jeder Gruppe je den ersten, vierten, dritten und zweiten Buchstaben und erhalten dann:

„Das Auge des Gesetzes wacht.“

Richtige Lösungen der Knacknuß in Nr. 10 sandten ein: Alexander Alterange, Marie Vaer, Mariechen Griebelting, Oskar Keller, Klara Selenka, sämtlich in Wiesbaden, sowie Emmännde Bembes in Sonnenberg.

Richtige Lösungen der Knacknuß in Nr. 11 sandten ein: Ilse Beder, Kurt Bender, Gertrude Beilstein, Ceylle Bissinger, Adolf Böhler, Richard Böhles, Alce Breuer, Frieda Bräuner, Käthe Busch, Philipp Dement, Eiselotte und Marga Dienke, Karoline Doll, Maria Dorn, Hans Dreßler, Fred Engel, Vera Engels, Hilde Ernst, Minni und Anni Hirnhaber, Rudolf Frank, Eina Frohn, Maria Gesthold, Hildegard Hoffmann, Margarete Jamin, Franz Jochum, Walter Kampe, Ernst Kraft, Heinrich und Ernst Kraft, Karl Krumb, Franz Krutz, Fritz de Lange, Else Linke, Walter Ludwig, Käthe Marshall, Ernst Mayer, Margarete Meurer, Ernst Mittmach, Rudolf Ortelstein, Alfred und Walter Petri, Josef Raup, M. Reichart und Armin Reichart, Eiselotte Ring, Hermann Ritter, Johanna Sarholz, Kurt Seelbach, Klara Selenka, Rudolf Sievers, Wilhelm Schaaf, Polizei-Wachmeister Schenitz, Paul und Elli Schlemmer, Georg von der Schmitt, Ernst Schöndelber, Franz Stark, Else und Sophie Staub, Willi Stein, Fr. Steinhäuser, Marlen Stempel, Erna und Erich Stephan, Wilhelm Strauch, Hermann Stritter, Hermann Tag, Magda Travers, Alfred Weber, Wilhelm Wenzel, Hermann Weyel, Kurt Würz, Peter Zoepffel, sämtlich in Wiesbaden, sowie H. Boeremann, Hermann Breithaupt, Erna Kohl, Karl Rupp jr. in Biebrich, Paul Weber in Biersfeld, Elisabeth Müller in Bischofsheim bei Mainz, Hans Hug in Erbenheim, Friedrich Lehr, Hugo Stephan in Schierstein u. Elli Bach in Sonnenberg.